GENDER OPEN REPOSITORIUM

„ ‚Rasse' übertrumpft Geschlecht". Warum Obama Präsident wurde und Hillary Clinton Außenministerin :

Dietze, Gabriele

2009

https://doi.org/10.25595/964

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dietze, Gabriele: *„ ‚Rasse' übertrumpft Geschlecht". Warum Obama Präsident wurde und Hillary Clinton Außenministerin :* , in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 18 (2009) Nr: 1, 103-108. DOI: https://doi.org/10.25595/964.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Oliver, Melvin L./**Shapiro**, Thomas M., 2008: "Sub-Prime as a Black Catastrophe". The American Prospect. No. 22, September. Internet: (www.prospect.org/cs/article=sub-prime_as_a_black_catastrophe (20.22.2008)

Schuberth, Helene, 2009: Die Finanzkrise und der ökonomische Mainstream (i.E.).

Schwartz, Hermann, 2008: "Housing, Global Finance and American Hegemony: Building Conservative Politics One Brick at a Time. Comparative European Politics". Jg. 6 H. 3, 262-284.

Semmler, Willi/**Young**, Brigitte, 2009: Transatlantic Financial Liberalization and Regulation: Capital Markets and the Role of Central Banks in the Light of Recent Financial Market Events (i.E.).

Senate Committee on Health, Education, Labor and Pensions, 2008: Taking a Toll: The Effects of Recession on Women, Senator Edward M. Kennedy, Chairman, US Senate, 18.04.2008. Internet: http://Kennedy.senate.gov/imo/media/doc/Taking%20a%20Toll--%20report%20on%20effects%20of%20recession%on%women1.pdf (20.11.2008).

The Times, 2008: What caused the crunch? Men and testosterone. 30.9.2008. Internet: www.women.timesonline.co.uk (5.10.2008).

Wade, Robert, 2008: The First World Debt Crisis in Global Perspective. Paper presented at the Workshop, The Political Economy of the Subprime Crisis – The Economics, Politics and Ethics of Response, University of Warwick, 18-19th September 2008.

Young, Brigitte, 2009a: „Vom staatlichen zum privatisierten Keynesianismus. Der globale makroökonomische Kontext der Immobilienblase und der Privatverschuldung". Zeitschrift für Internationale Beziehungen. 16. Jg. H. 1 (i.E.).

Young, Brigitte, 2009b: When „Credit Becomes Debt" in the Subprime Crisis – Is There a Gender Dimension? (i.E.)

„ ‚Rasse' übertrumpft Geschlecht" – Warum Obama Präsident wurde und Hillary Clinton Außenministerin

GABRIELE DIETZE

Es ist vollbracht. Nach einem epischen Vorwahlkampf zwischen Hillary Rodham Clinton und Barack Obama um die amerikanische Präsidentschaft 2008 ist der Schwarze Mann gewählt worden, und die Weiße Frau wird seine Außenministerin. Diese außergewöhnliche Konstellation wirft Fragen auf: Wie konnte es dazu kommen, dass gleich zwei historische Erstmaligkeiten, eine (Weiße) Frau und ein Schwarzer (Mann), um das höchste Amt im Staat konkurrieren? Haben die WählerInnen der Primaries tatsächlich über bessere oder schlechtere Krankenversicherung, Schulreform oder Friedenspolitik abgestimmt, oder konnte man hier eher ein Showdown über die Frage beobachten, wer von beiden strukturell benachteiligten Gruppen – man beachte, dass Schwarze Frauen in dieser Konstellation systematisch

unsichtbar werden (Spelman 1988, 114-133) – endlich mal „dran“ ist, auf der höchsten Ebene der Macht mitzuspielen? Was bedeutet es, dass Hillary Clinton nun zur Botschafterin (zum Medium) Barack Obamas für die Welt außerhalb der Vereinigten Staaten geworden ist?

„Race“-Gender Konkurrenz als Kern der Vorwahlauseinandersetzung

Warum gerade diese beiden unwahrscheinlichen KandidatInnen die Vorwahlkämpfe anführten, lässt sich zum einen mit einem Kommentar Lenins beleuchten, warum es denn zu einem so großen historischen Sprung wie dem Sieg der revolutionären ArbeiterInnen über das Zarentum gekommen sei: Sinngemäß soll er gesagt haben: „Die einen konnten nicht und die anderen wollten nicht“. Die herrschende feudale Klasse konnte die Revolution nicht unterdrücken, weil sie sich in einem historisch überlebten Krieg, dem ersten Weltkrieg, befand und die Bourgeoise, die eigentlich dran gewesen wäre, konnte weder den Königsmord über sich bringen noch illoyal gegenüber dem Vaterland im Krieg sein. Zu Beginn des zweiten Jahrtausends hatten Weiße Männer die USA in einen großen Krieg geführt, und andere Weiße Männer wollten nicht illoyal erscheinen (die Weiße Frau eigentlich auch nicht, aber sie hat sich geläutert). Das Land aber war kriegsmüde geworden und narzisstisch gekränkt, in der Welt nicht mehr geliebt zu werden. Es suchte sich unwahrscheinliche KandidatInnen, um seinem Wunsch nach Umkehr Ausdruck zu geben.

Zum anderen ist das historisch komplexe Feld des Verhältnisses von „Race“ und Gender angesprochen. Auch wenn beide Parteien darauf bestanden, dass es um Sachfragen ging (und die Medien auch), war „Race“-Gender Konkurrenz der Kern der Vorwahlauseinandersetzung. Die schiere Positionalität der KandidatInnen – Schwarz männlich und Weiß weiblich zu sein – evozierte tiefgestaffeltes kollektives Gedächtnis, das nach Maurice Halbwachs im Gegensatz zu individuellem Gedächtnis nicht unverändert einbalsamiert ist, sondern auf der Basis der Gegenwart rekonstruiert wird (Halbwachs 1992, 40): die Emanzipationsgeschichte der amerikanischen SklavInnen und die der amerikanischen (Weißen) Frauen. Beide sind eng miteinander verknüpft. Als erste kooperative politische Frauenbewegung der Neuzeit waren alle Amerikanerinnen, die sich zur ersten Frauenrechtskonferenz 1848 in Seneca Falls zusammenfanden, vorher und gleichzeitig als aktive Gegnerinnen der Sklaverei in abolitionistischen Vereinigungen organisiert. Sie sprachen von der Ehe als „Slavery of Sex“ und machten erste Erfahrungen ihrer politischen Machtlosigkeit, als man ihnen verweigerte, Petitionen gegen die Sklaverei ans Parlament zu richten oder öffentlich auf Kanzeln und Podien zu sprechen. Die Allianz zwischen den „Race“- und Genderemanzipationsanliegen zerbrach, als man nach dem Bürgerkrieg dem Schwarzen Mann das Wahlrecht zusprach und die Weißen und Schwarzen Frauen weitere sechzig Jahre auf dieses Privileg warten mussten. Damit war zum ersten Mal ein Phänomen aufgetaucht, das zu einer inoffiziellen sozialen Regel in der amerika-

nischen Geschichte werden sollte: „race trumps gender“. Dies meint, dass im Fall von großen sozialen Konflikten der „Rassen“-Frage der Vorzug gegeben wird. Das hat, wie im Folgenden zu sehen sein wird, weder etwas damit zu tun, dass man von Weißer Seite die Schwarze Bevölkerung für „unterdrückter“ hält und ihr aus Gerechtigkeitsempfinden „lieber“ nachgibt, sondern dass man die Konflikte gravierender einschätzt, die ungelöste „Race“-Probleme dem sozialen Frieden zufügen könnten.

Historische Dynamiken des Konfliktes

Aus gemeinsamen Interessen Weißer Frauen und Schwarzer Männer und Frauen war eine harte Konkurrenz geworden, die in zwei besonders grausamen Arenen ausgetragen wurde. Zum einen agitierten Frauenrechtlerinnen der Südstaaten, dass man ihnen das Wahlrecht geben müsse, damit sie die Schwarzen Männer überstimmen können, d.h. sie versuchten den Weißen Mann davon zu überzeugen, seine Geschlechtsprivilegien für seine Rassenprivilegien aufzugeben. Zum anderen basierte die sexualpolitische Dynamik des sozialen Terrors des Lynching auf der falschen Unterstellung, Schwarze Männer hätten Weiße Frauen vergewaltigt. Nur sehr wenige Weiße Frauen haben sich in den Hochzeiten des Lynching um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gegen diese Inanspruchnahme ihrer schützenswerten Unschuld verwahrt.[1] Ein so entstandener „Rape-Lynching“ Komplex hat sich tief eingeschrieben in die afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung und den Second Wave Feminism der 1950er und 1960er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Zunächst waren beide Bewegungen vielfach verbündet gewesen, z.B. hatten viele Weiße StudentInnen an den Aktionen gegen die Rassentrennung in den Südstaaten teilgenommen. Dann aber „maskulinisierte“ sich einerseits der afroamerikanische Widerstand z.B. mit den Black Panthers, andererseits weckte ein Schwerpunkt feministischer Politik auf sexueller Gewalt unheilige Erinnerungen zur Legitimationsfunktion des Vergewaltigungsvorwurfs an Weißen Frauen für den Lynchterror.

Trotz einiger deutlich antagonistischer Interessen wurden im Zuge von Bürgerrechts- und Frauenbewegung beide Emanzipationsinteressen in der Gesetzgebung zur affirmative action gebündelt. Affirmative action als Regelung zur Herstellung von Chancengleichheit bei staatlichen Arbeitgebern war ursprünglich nur für AfroamerikanerInnen konzipiert worden.

Damit sind wir mitten in den Konflikten gelandet, die den Hintergrund des Duells Clinton versus Obama bilden. Inzwischen vielfach kritisiert, sind es nicht selten mehrheitlich die Weiß-weiblichen Wählerinnen, die qua Volksabstimmung auf der Ebene der Bundesstaaten affirmative action wieder abschaffen, wie zum Beispiel geschehen in Kalifornien (Lopez 2002). In der langen neo-liberalen Epoche hatte sich das Ideologem verfestigt, dass das Gesetz zu einer ungerechten Bevorzugung „inkompetenter“ AfroamerikanerInnen führe. Die kalifornische Volksabstimmung zu affirmative action fand kurz nach dem umstrittenen Freispruch des berühmten afroamerikanischen Footballspielers O.J. Simpson statt, der des Mordes an seiner Wei-

ßen Exfrau und einem – ebenfalls Weißen – Freund beschuldigt gewesen war. Viele Weiße Frauen sahen erneut das Prinzip von „race trumps gender" obsiegen. Die afroamerikanische Community dagegen sah in diesem und einigen anderen Prozessen, in denen berühmte schwarze Männer sexueller Verfehlungen angeklagt waren (Mike Tyson für „date-rape", Michael Jackson für Kindesmissbrauch und Clarence Thomas für sexuelle Belästigung) „high tech lynching" am Werk (Markowitz 2004, 111-134). Sie meinten damit eine Medienberichterstattung, die den Schwarzen Mann als sexualisiertes Monster thematisiere und damit an die alte Lynchrhetorik anschließt. In dieser noch im historischen Kurzzeitgedächtnis präsenten Erinnerung der WählerInnen der Primaries standen sich Opferrhetoriken von „Race" und Gender unversöhnlich gegenüber. Inzwischen ist O.J. Simpson für ein anderes Vergehen äußerst hart bestraft worden (zwischen neun und dreiunddreißig Jahren), hat Hillary Clinton den Kampf um die Präsidentschaftskandidatur verloren und Barack Obama ist zum Präsidenten gewählt worden („race trumps gender"). Aber: Obama hat Hillary Clinton zur Außenministerin ernannt und sie damit zu seinem „Gesicht" in der Welt außerhalb der USA gemacht. Möglicherweise zollt Obama damit auch der Ahnung Tribut, dass er ohne Clinton als Gegenkandidatin wahrscheinlich nicht Präsident geworden wäre. So aber konnte sich Obama mit und gegen Clinton als Antiklischee eines Schwarzen Mannes präsentieren. Das gilt im Übrigen auch umgekehrt: Hillary Clinton wäre ohne seine Gegenkandidatur wahrscheinlich Präsidentin geworden, weil sich die demokratische Wählerschaft nicht zwischen zwei Emanzipationsansprüchen hätte entscheiden müssen und damit das „race trumps gender"-Paradigma umgangen hätte.

Ende des Antagonismus?

Ist nun mit der finalen Kommunion von Clinton und Obama ein Konflikt begraben, der über hundertfünfzig Jahre so extrem unterschiedliche Diskriminierungsformen wie Rassismus und Sexismus zu einem unsinnigen und schmerzhaften Entweder-Oder Antagonismus verklammert hat? Als Antwort kann man hier nur Ja und Nein anbieten: „Ja", weil sich beide der Strahlkraft einer symbolischen Hochzeit im Angesicht einer möglichen Großen Depression und eines weiteren verloren zu gebenden Krieges bewusst sind. Es wäre außerdem riskant, eine so wichtige Bündnisgruppe wie Weiße Frauen abzuschreiben. „Nein", weil Barack Obama eine postidentitäre Gestalt mit transnationalen Wurzeln ohne direkten Bezug zur amerikanischen Sklaverei ist. Für das amerikanische Lieblings-Melodrama „in Schwarz und Weiß"[2] war er nicht die richtige Besetzung. Dass seine singuläre Existenz allerdings das Spiel ganz aushebeln kann, ist wenig wahrscheinlich, da „Anrufungen" durch etablierte „Race"-Gender Verständnisse ja weiterhin stattfinden werden und darüber performative Faktizität bekommen. Hillary Clinton zur Außenministerin zu machen hat neben dem taktischen Gewinn, die gespaltene Partei zu befrieden und eine potenziell für die übernächste Präsidentschaft konkurrierende Kraft zu neutralisieren, noch

andere Vorteile. Der Präsident setzt die schöne Tradition fort, „orientalische" Patriarchate mit weiblichen Chefunterhändlerinnen zu irritieren (siehe Clinton-Albright und Bush-Rice). Dazu bietet Obama den okzidentalen Hegemonien eine Weiße Emissärin an und den „Postkolonien"[3] eine „mitfühlend" weibliche Vertreterin.
Es ist nicht Hillary Rodham Clintons Verdienst, die Rhetorik der „Race"-Gender Konkurrenz durchbrochen zu haben. Im Gegenteil, als sie bedrängt wurde, machte sie sich die Mechanik des Konflikts zunutze und bediente sich rassistischer Ressentiments der Weißen Arbeiterklasse. Es ist aber auch nicht Hillary Clintons individuelle *Schuld*, dass die amerikanische Gesellschaft auf der politischen Bühne eine „Race"-Gender Konkurrenz inszeniert, der rituell (Weiß-)weibliche Emanzipationsansprüche und Machtteilhabe geopfert werden, um historische *Schulden* der Sklaverei auszugleichen und um den sozialen Frieden zu sichern, den man(n) durch potenzielle „race-riots" stärker bedroht sieht, als durch Aufstände in Schlafzimmern und Vorortvillen. Barack Obama hat von diesem Muster profitiert, aber auch von vielen anderen Momenten: z.B. von dem „Ennui" zunehmend hybridisierter und transnationaler Eliten am Manichäismus binärer „Race"-Opposition (Shohat/Stam 1994, 194).[4] Nicht zuletzt hat er von der Wirtschaftskrise und dem Zusammenbruch des von den Republikanern favorisierten Marktliberalismus profitiert. Diese besondere historische Konstellation hat ihm die Universalisierung der Interessen „aller" ermöglicht,[5] zu der klassischerweise nur weiße Männlichkeit als „unsichtbare Norm" Zugang hat.

Ideologische Fortschreibungen

Bei allem historischen Optimismus bezüglich „Gleichstellungserfolgen" sollten jedoch zwei Aspekte nicht übersehen werden. Erstens: Es ist der Weiße Mann, der von „Race"-Gender Konflikten und Konkurrenzen profitiert und sie instrumentalisiert. Das große Wunder der Wahl besteht darin, ihn für einen historischen Sekundenbruchteil in die Kulisse geschoben zu haben. Schaut man sich aber die Besetzungen wichtiger Ministerien und vor allem Hillary Clintons Posten an, so findet man das gleiche monoton weiß/männliche Antlitz, das das Gesicht der Macht seit Jahrzehnten prägt. Beide, der Präsident und die Außenministerin müssen im Anerkennungsspiel jene Kompetenz einkaufen, die sie angeblich selbst nicht verkörpern können.
Zweitens hat Kimberlé Crenshaw plausibel dargelegt, dass „Erfolge" Schwarzer Menschen unter dem Fluch einer „Ideologie der Farblosigkeit" stehen (vgl. Crenshaw 1997, 97-168), die man auch bezüglich Geschlecht auf eine „Ideologie der Geschlechtslosigkeit" weiterdenken kann. Danach werden nicht-Weiße (oder nichtmännliche) ProtagonistInnen strukturell als „wie-Weiß" (oder „wie-männlich") gelesen. Geraten sie in Krisen, verhalten sich regelwidrig oder zeigen Zeichen von Anders-Kompetenz, wird das als „Race"- oder Gender-Eigenschaft interpretiert. Das heißt angebliche „Race"- und Gender-Neutralität ist nicht in jedem Fall antirassistisch oder antisexistisch, sondern zeigt oft lediglich, dass die Besetzungsliste

inklusiver gestaltet wird. Es bleibt also abzuwarten, ob und wann man Obama bei einem Temperamentsausbruch als „angry black man" labeln oder seine Sexualität zum Thema machen wird, oder ob und wann Clintons Frisuren, Kleidungsstile und Stimmmodulation in Kommentaren zu ihrer Außenpolitik figurieren. Das unsicherste Terrain bleibt aber das Verhältnis beider ProtagonistInnen selbst. Da es für die Machtbalance Schwarzer Männer und Weißer Frauen keine Choreographie gibt, wird die Frage, wer wen dominiert, zu einem Dauerbrenner politischer Debatten werden.

Anmerkungen

1 Zu nennen wären hier die Südstaatlerinnen Jesse Daniel Ames im 19. Jahrhundert und im frühen 20. Jahrhundert die Autorin Lillian Smith und die NAACP Mitbegründerin Mary White Ovington.

2 Siehe eine Untersuchung gleichen Titels (Williams 2001).

3 Ich verwende hier den anregenden Begriff „Postkolonie" des afrikanischen Theoretikers Achille Mbembe (2001) für die im letzten Jahrhundert von direkter kolonialer Herrschaft befreiten Länder.

4 Für Denkmodelle jenseits von „Race" und nationaler Herkunft siehe z.B Appadurai 1996 oder Thomas/Clarke 2006.

5 Diese Tendenz verbreitert sich im Moment. Z.B. gelingt es dem afroamerikanischen Schauspieler Will Smith immer öfter (und immer überzeugender) universelle Probleme ohne Bezugssystem zu seine „race" zu verkörpern, zuletzt in „Seven Pounds" (2009). Die Vorreiterfunktion der visuellen Kultur reicht noch weiter zurück. Vor Obama haben bereits drei Schwarze Schauspieler in Hollywoodproduktionen Präsidenten verkörpert: James Earl Jones in „The Man", Morgan Freeman in „Deep Impact" und Chris Rock in „Head of State". Den größten Gewöhnungseffekt dürfte freilich der Schwarze Präsident in der populären Fernsehserie „24", Dennis Haysbert, gehabt haben.

Literatur

Appadurai, Arjun, 1996: Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis.

Crenshaw, Kimberlé Williams, 1997: "Color-Blind Dreams and Racial Nightmares: Refiguring Racism in the Post-Civil Rights Era." In: Morrison, Toni/Brodsky-Lacour, Claudia (Hg.): Birth of a Nation Hood: Gaze, Script, and Spectacle in the O.J. Simpson Case. New York, 97-168.

Halbwachs, Maurice, 1992: On Collective Memory. Chicago.

Lopez, José Luis, 2002. "White Women and the Great Affirmative Action Disappearance Act". Internet: www.bpronline.org/issue2/lopez.shtml (14.01.09)

Markovitz, Jonathan, 2004: "The Hill-Thomas Hearings and the Meaning of High-Tech-Lynching". In: Legacies of Lynching. Racial Violence and Memory. Minneapolis, 111-137.

Mbembe, Achille, 2001: On the Postcolony. Berkeley.

Shohat, Ella/**Stam**, Robert, 1994: Unthinking Eurocentrism. Multiculturalism and Media. London.